«Ich fand Oper befremdlich»

Martin Achrainer zählt zu den renommiertesten Baritonen im deutschsprachigen Raum. Seine besondere Liebe gehört neben der Oper dem Lied. Am 1. Dezember bestreitet der Österreicher im Kultur- und Kongresszentrum Luzern eine Welturaufführung: Er singt drei Lieder von Philip Glass, des wohl bekanntesten zeitgenössischen Komponisten. Dabei wollte Martin Achrainer ursprünglich gar nicht Sänger werden.

VON MARIUS LEUTENEGGER

Sie wurden 1978 in Kitzbühel in eine Bauernfamilie hineingeboren. Da erwartet man eher eine Karriere als Skirennfahrer denn als Opernsänger. Was lief denn schief bei Ihnen?

Martin Achrainer: Die klassische Musik wurde mir tatsächlich nicht ins Nest gelegt. Daheim hörten wir eher Volksmusik, mit der Oper kam ich als Kind nie in Berührung. Es ging mir zunächst auch gar nicht um Musik, als ich auf die Bühne strebte. Ich wollte schon sehr früh Schauspieler werden. Ich glaube, ich sah darin eine Möglichkeit, der engen Bergwelt zu entfliehen. Vielleicht ging es auch darum, mehr Aufmerksamkeit zu bekommen. Ich wuchs in einer sehr grossen Familie mit sechs Kindern auf, da geht man manchmal unter.

Trotz Ihrer Schauspiel-Ambitionen machten Sie zunächst eine Kochlehre. Hiess es, Sie sollten erst einen vernünftigen Beruf erlernen?

Ja, und Kochen hat immerhin einen gewissen künstlerischen Anteil. Die Möglichkeiten im Tirol waren zu dieser Zeit beschränkt. Die Eltern sagten auch, sie würden mir keine Schauspielausbildung bezahlen. Die Ausbildung am staatlichen Max-Reinhardt-Seminar in Wien, das ich besuchte, ist zwar kostenlos, aber das Leben muss man ja auch noch finanzieren. Die Kochlehre erwies sich im Nachhinein als ideal, weil ich während der Schauspielschule nachts kochen gehen konnte. Gott sei Dank hatte ich Lehrerinnen und Lehrer, die auch mal ein Auge zudrückten, wenn ich im Unterricht einnickte.

Wie kamen Sie von der Schauspielschule zur Oper?

Wie die Jungfrau zum Kind! Im Lauf der Schauspielausbildung, die ich mit 18 Jahren begann und während der man auch in Gesang unterrichtet wird, wiesen mich Lehrer darauf hin, dass ich die Voraussetzungen für eine Laufbahn als Sänger mitbringe. Ich machte in verschiedenen Musicals mit, das langweilte mich allerdings bald; im Musicalfach gibt es für tiefe Männerstimmen wie meine nur wenige gute Rollen. Ich wurde dann von meiner Gesangslehrerin sehr schonend an die klassische Musik herangeführt. Mit 19 Jahren hörte ich erstmals eine Oper.

Wie fanden Sie sie?

Befremdlich. Von einer Oper kann man sich nicht einfach berieseln lassen, man muss in diese Welt eingeführt werden. Mein Prozess vom singenden Schauspieler zum schauspielernden Sänger dauerte vier, fünf Jahre.

Hatten Sie wegen Ihres Umwegs über die Schauspielschule keinen Rückstand gegenüber anderen jungen Sängern?

Zu Beginn sang ich Partien, die eigentlich Schauspieler verlangen. Bis jetzt gab ich etwa 320 Mal den Papageno aus Mozarts «Zauberflöte» auf der Bühne. Es ist wunderbar, wenn Papageno schön singt – aber diese Rolle verlangt eine tiefgehende Darstellung. Man muss Pointen setzen und einen Dialog sprechen können, man muss ein Gefühl für Sprachmelodie haben und wie ein Conférencier durch den Abend führen. Ich ging einen traditionellen Weg, tastete mich von kleinen Rollen, die gut passten, zu den grossen. Ich arbeitete hart, hatte grossen Ehrgeiz und viel Glück – und ich verdanke manchem Mentor, mancher Mentorin viel.

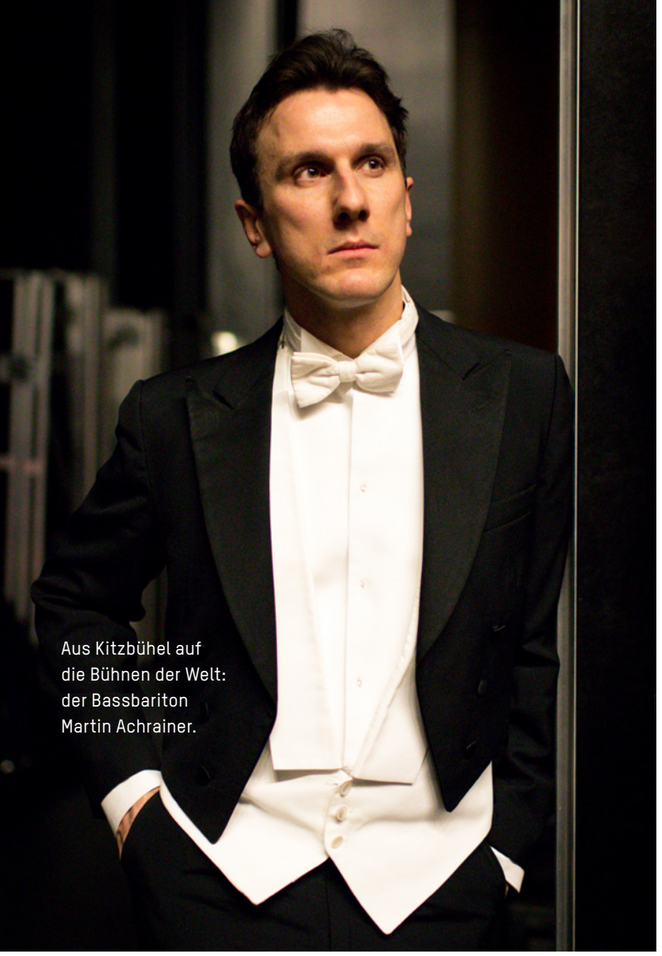
Fähige Sänger gibt es, pardon, wie Sand am Meer. Was braucht es, um sich da durchzusetzen?

Ich glaube, ich habe ein gutes Fingerspitzengefühl – ich weiss, wo meine Grenzen sind und wann ich Hilfe brauche. Jeder seriöse Sänger, der in diesem Beruf langfristig bestehen will, braucht einen Coach oder Lehrer im Hintergrund, auch die weltweit erfolgreichsten.

Seit 2008 gehören Sie zum Ensemble des Linzer Landestheaters. Das ist kein schillernder Name. Wollten Sie nie an ein grösseres Haus?

Wäre ich damals nach Zürich gekommen, hätte ich lang den dritten Zwerg von links singen müssen. In sogenannten B-Häusern wie Innsbruck oder Linz hat man als junger Künstler hingegen Chancen, die man anderswo nicht bekommt. Ich konnte ein riesiges Repertoire singen – und das in einem Haus, das von der Akustik her fantastisch ist und über ein A-Orchester verfügt. Das Niveau an solchen Häusern ist mittlerweile ja auch wahnsinnig hoch. Heute findet in Linz auch mein Privatleben statt, und dieses zählt mit zunehmendem Alter immer mehr.

Längst kennt er sich auch im Wagnerfach aus: Martin Achrainer als Parsifal, 2022 in Linz.



Aus Kitzbühel auf die Bühnen der Welt: der Bassbariton Martin Achrainer.

Sie sind auch ausserhalb Ihres Stammhauses sehr aktiv. Wo singen Sie am liebsten?

Fantastisch ist das Haus der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, der sogenannte Musikverein. Begeistert hat mich auch die Oper von Bordeaux, ein sehr theatraler Raum – da geht einem das Herz auf. Ich war ein Jahr lang in Bordeaux engagiert, mir gefiel es dort ausgezeichnet. Im KKL, dem Kultur- und Kongresszentrum Luzern, trete ich ebenfalls sehr gern auf, ich sang dort schon vier, fünf Mal.

Was zeichnet das KKL aus?

Setzt man einen leisen Ton an, trägt er bis in die letzte Reihe. In anderen Sälen hat man zuweilen das Gefühl, der Klang verpuffe im Raum, dann muss man die Zügel gut in der Hand halten, damit man nicht zu sehr forciert. Im KKL habe ich stets das Gefühl, der Saal antworte mir.

Sie haben fast alles gesungen, was man als Bariton singen will – von Mozarts Don Giovanni bis zu Rossinis Figaro. Gibt es noch eine Traumrolle, die aussteht?

Ich will den Don Giovanni unbedingt noch einmal machen! Die Figur ist vielschichtig und interessant – und die Partitur erlaubt unglaublich farbenreiche Nuancen. Von den Werken des 20. Jahrhunderts würde ich gern einmal den Wozzeck von Alban Berg geben. An der Rolle bin ich einige Mal knapp vorbeigeschrammt.

Philip Glass: SONGS
Martin Achrainer & Maki Namekawa
Orange Mountain Musicalfach

«Don Giovanni» und «Wozzeck» gehören zum Kanon. Es gibt unzählige Opern, die man entdecken könnte – und trotzdem wird landauf, landab immer dasselbe gespielt, von «Carmen» bis «Rigoletto». Warum?

Dahinter stehen vor allem finanzielle Überlegungen. Auch wenn die meisten Häuser staatlich mitfinanziert sind, müssen sie Publikum anziehen – und das ist mit Entdeckungen nicht so einfach. Es gibt aber schon einige mutige Intendanten und Intendantinnen, die auch einmal etwas ausgraben oder gar einen Komponisten mit einem neuen Werk beauftragen.

Einer Ihrer grossen Erfolge war ein solches neues Werk: 2009 sangen Sie die Titelpartie in der Welturaufführung der Oper «Kepler» von Philip Glass, einem der bekanntesten zeitgenössischen Komponisten. Wie kam es dazu?

Linz war 2009 Kulturhauptstadt; der Astronom Johannes Kepler zählt zu den berühmten Söhnen der Stadt. Der Chefdirigent des Opernhauses, Dennis Russell Davies, hatte gute Beziehungen zu Philip Glass, er hatte schon zwei Opern von ihm uraufgeführt. So kam eines zum anderen. Die Resonanz auf unsere Aufführung war phänomenal.

Seither gelten Sie als Glass-Spezialist. Am 1. Dezember führen Sie im KKL Luzern im Rahmen eines Lunchkonzerts drei Lieder von Philipp Glass auf – zusammen mit der Pianistin Maki Namekawa und mit einem Liederprogramm. Es handelt sich um eine Welturaufführung. Wie kam es dazu?

Philip Glass war glücklich damit, wie ich den Kepler sang – und er bewundert Maki Namekawa. Dennis Russell Davies fand in seinem Archiv drei Songs, die Philip Glass einst für den Liederzyklus «Songs of Milarepa» mit einer Orchesterbegleitung komponiert hatte. Philip Glass hat dann für uns eine Klavierversion erarbeitet.

Von diesen Liedern gibt es bereits eine erfolgreiche CD, die Sie und Maki Namekawa eingespielt haben …

… ja, aber live aufgeführt wurden die Lieder bis jetzt noch nie.

FOTOS: TOM MESIC, REINHARD WINKLER

Sie haben unter vielen namhaften Dirigenten gesungen. Nehmen diese überhaupt Einfluss auf Ihren Gesang?

Grosse Dirigenten können sehr viel aus einem herausholen. Oder umgekehrt: Steht jemand vorn, der nicht mit mir atmet, kann mich das fertig machen. Wenn ein Dirigent kein Gefühl für mich hat, er die Tempi zerdehnt, ich in Phrasen hineinatmen muss, ruiniert mir das meine Spitzentöne.

Wie sieht es denn mit der Regie aus? Moderne Opernregisseure übertrumpfen einander ja mit Kreativität und neuen Ansätzen. Gibt es Dinge, die Sie sich zu tun weigern?

Ich muss nicht mehr nackt über die Bühne rennen, das habe ich in meinem Leben oft genug getan. Allerdings: Verlangt eine Rolle Nacktheit, mache ich auch das. Sicher gibt es Regisseure, die etwas nur um des Skandal willens von einem verlangen, aber 99 Prozent von ihnen können plausibel erklären, warum sie etwas von mir wollen. Ich bin da sehr offen und schenke jedem viel Vertrauen. Ich würde mir auch gar nicht erlauben, etwas einfach zu verweigern. Mittlerweile bin ich mir aber der technischen Schwierigkeiten bewusster geworden, daher möchte ich keine Dinge mehr tun, die mir eine bestimmte Gesangsphrase verunmöglichen.

Sie sangen auch zweimal mit dem Singkreis Egg im Zürcher Oberland. Sind Sie nicht eine Nummer zu gross für solche Auftritte?

Ich singe für mein Leben gern in der Schweiz. Die Schweiz, mit der ich auch familiär verbunden bin, ist ein Sehnsuchtsort. Reizt mich hier eine Aufgabe, spielen Geld und Aufführungsort keine entscheidende Rolle, dann mache ich das!

Konzert-Tipp

Glass & Mahler – und das Jenseits
Lunchkonzert
Donnerstag, 1. Dezember 2022, 12.30 Uhr
Mit Liedern von Franz Schubert, Gustav Mahler, Richard Strauss und Philip Glass (Welturaufführung)
Bariton: Martin Achrainer
Klavier: Maki Namekawa
kkl-luzern.ch

Anzeige